

rechtlich beeinflußt zu sein scheint und durch dessen Erlaß Bischof. N. — ähnlich wie K. Heinrich VI. — seine Stellung befestigen wollte.

Den Schluß der Arbeit T.s bilden zwei Urkunden, darunter die für die Sozialgeschichte des Adels sehr wichtige Lemsaler Vereinigung der zu dem sogenannten Gnadenrechte besitzlichen Vasallen des Erzstifts Riga gegen die ‚samende Hand‘ (1523); eine Koalition des kleinen gegen den Großgrundbesitz.

Als zweiten Teil seiner Monographie will T. eine Darstellung der anderen Leihformen, der Lehen ohne Mannschaft und zu minderem Recht, als dritten die Entwicklung des Lehnswesens in der Zeit der Fremdherrschaft (seit 1561) geben.

Berlin.

M. Krammer.

Dr. Karl Heldmann, Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen. Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele und Fälschungen. Halle a. S. 1904.

Dr. Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde I. Elberfeld 1904.

Das Rolandsproblem, dem die neueste rechtsgeschichtliche Forschung wahrlich nicht müßig gegenübergestanden ist, hat in diesem Jahre durch zwei an Art und Umfang sehr ungleiche, im Endziel sich begegnende Abhandlungen eine neue Beleuchtung erfahren. Der Historiker und der Philologe reichen sich, von verschiedenen Wegen kommend, an dem Punkte die Hand, wo sich ihnen die Überzeugung aufgedrängt hat, daß die älteste Zeit der Rolandsbilder nicht ein Stück Rechtsgeschichte umschließe. Die gesamte bisherige Rolandsforschung habe sich den klaren Blick für das Verständnis der Anfänge der sächsischen Rolande dadurch getrübt, daß sie von der ihr selbstverständlichen Voraussetzung ausging, als müßte jenen eine juristische Bedeutung innewohnen. In Wahrheit seien mittelalterlich-höfische Ritterspiele die Wiege der Sache und des Namens.

Es gilt immer als ein wissenschaftliches Ereignis, wenn sich zwei Forscher ohne Kenntnis der Übereinstimmung des Forschungsgegenstandes unabhängig voneinander auf einem umstrittenen Felde mit gleichen Ergebnissen treffen. Liegt doch in der Selbständigkeit und Unabhängigkeit beider Arbeiten eine erhöhte Gewähr für die Richtigkeit der Resultate. Darum ist auch der erste Eindruck, den der besonnene Leser von beiden Abhandlungen gewinnt, ein schlagender und überzeugender. Erst allmählich tauchen bezüglich des einen und andern Punktes Zweifel auf, verhüllt sich das eben vermeintlich geschaute klare Bild rasch mit einem Wolkenschleier, das freudige Mitempfinden mit den Verfassern, eines schwierigen Problems endlich Herr

geworden zu sein, weicht nüchterner Überlegung. Es gilt, die gesicherten Ergebnisse der neuen Untersuchungen vom noch Zweifelhafteu zu trennen. Die Erkenntnis vom unbestreitbaren wissenschaftlichen Verdienste namentlich des Heldmannschen Buches schafft sich Raum. Aber das letzte Wort in der Rolandsfrage ist noch nicht gesprochen. Die Fragestellung ist verschoben worden und hat gewiß nach mancher Richtung eine methodische Richtigstellung erfahren. Und neue Fragen drängen sich auf, die in den vorliegenden Untersuchungen nicht gelöst sind.

In der Anlage unterscheiden sich die beiden Arbeiten sehr lebhaft. Das Heldmannsche Buch ist eine gründliche Detailforschung, der Aufsatz von Jostes ein geistvoller Essay mit wenigen Anmerkungen und einem kleinen Exkurs über die Bremer Chronik Hemelings. Heldmann stellt sich, wie schon der Titel andeutet, eine doppelte Aufgabe. Er will dem Rolandsproblem vom historiographischen und vom quellenmäßigen Gesichtspunkte nachgehen. Im ersten Teil deckt er in sorgfältiger Weise den Wechsel der wissenschaftlichen Anschauungen auf, die sich an die Rolandsbilder angeknüpft haben; der zweite ist einer „voraussetzungslosen“ Erforschung des monumentalen und geschriebenen Quellenmaterials gewidmet. Die Herausstellung der Ergebnisse Heldmanns erfordert, sich seiner Stoffgliederung anzuschließen.

I. Die Rolandsforschung. Urkunden und Chroniken gedenken der Rolande nur in verschwindendem Maße. Dagegen erfreuen sich die Rolandsbilder selbst seit dem ausgehenden Mittelalter als Symbole örtlicher Freiheiten und Rechte der höchsten Verehrung. Man verband mit ihnen praktisch-rechtliche Vorstellungen, welche die wissenschaftlichen Anschauungen beeinflussen mußten. Umgekehrt wirkten auch die Ansichten der Gelehrten über das Wesen der Rolande auf ihre praktische Wertschätzung ein. So steht die Rolandsforschung bis ins 18. Jahrhundert im Dienste des Rechtslebens, erst im 19. Jahrhundert wird sie zu einer Aufgabe der Rechtsgeschichte allein. Als Etappen der wissenschaftlichen Betrachtung stellen sich Heldmann die folgenden dar.

1. Die Humanistenzeit. Auf der Grundlage einer noch im 15. Jahrhundert zur Ausbreitung gelangten Ansicht, die Rolandsbilder seien Symbole der Reichsfreiheit der betreffenden Städte, erblickten die Humanisten, als deren bedeutsamer Repräsentant Melanchthon auftritt, in den Rolandsbildern wirkliche Abbilder des sagenhaften Paladins Roland. Ihre Kenntnis von Roland und seiner angeblichen Teilnahme an den Sachsenkriegen Karls des Großen stützt sich auf die vielgelesene Chronik des falschen Turpin von Rheims (vgl. Wattenbach, *Geschichtsquellen* II^o, 250). Melanchthon glaubt noch, daß Roland selbst die Statuen gesetzt habe, „ut significaretur, esse eas (sc. die betr. Städte) in tutela imperatoris“.

2. Gryphiander und die Staatsrechtler[!] des 17.—19. Jahrhunderts. Eigentlicher Begründer der Rolandsforschung wurde der Oldenburger Jurist Gryphiander mit seiner 1625 zu Frankfurt erschie-

nenen Schrift: „De Weichbildis Saxonis seu Colossis Rulandinis urbium quarundam Saxoniarum commentarius historico-iuridicus.“ An den landläufigen Anschauungen seiner Zeit übte er in Übereinstimmung mit dem Publizisten M. Goldast Kritik, indem er die historische Unglaubwürdigkeit Turpins erweist und damit den Beziehungen Rolands zu Sachsen und allen daran geknüpften Vorstellungen den Boden entzieht. Der Sachsenspiegel kenne weder Weichbilder noch Rolande. Indes ließ es Gryphiander nicht bei negativer Kritik bewenden, über die Bedeutung der Rolandsbilder stellte er drei positive Thesen auf, die zum Teil ihren Schatten bis in die Gegenwart werfen.

a) Die Rolandsbilder haben mit dem Paladin Roland nichts zu tun, sie sind Kaiserbilder und zwar Bildnisse Ottos I. oder Ottos II. als der Begründer des sächsischen Städtewesens. Als Stütze dient ihm die Glosse zu Art. 10 des sächsischen Weichbildrechts, die berichtet, auf dem Magdeburger Markte stehe Ottos des Ersten ‚lipzeichen‘. Aber der Glossator meint hier nicht das Rolandsbild auf dem Magdeburger Markte, sondern die hier ebenfalls aufgestellte Reiterstatue Ottos. Bis in unsere Tage hat die Identifizierung beider Denkmäler in der Rolandsforschung Verwirrung angerichtet.

b) Die Rolandsbilder sind zu Ehren dieser Kaiser auf den Malstätten der sächsischen Städte neben und an Stelle der ältern Gerichtssymbole, der Marktkreuze, errichtet worden. Eine tatsächliche Stütze für diese These wird nicht vorgebracht.

c) Die Bezeichnung Roland ist nicht Eigenname, sondern ein Appellativum: Ratland oder Rugeland (von raten bzw. rügen), vielleicht auch wegen der Kolossalität so benannt, indem man im Mittelalter alles Große mit dem Gattungsnamen Roland bedacht habe. Der Unwert dieser Argumentation ist längst erkannt.

Von Anschauungen der Nachläufer Gryphianders verdienen Hervorhebung: die gewichtige Stimme Conrings, der darauf hinwies, daß keine Nachricht über die Rolande über das Jahr 1200 zurückführe, und der das Bremer Privileg von 1111, das vom Roland handelt (vgl. unten II), als Fälschung erkannte; die Ansicht von Haltaus, die Rolande seien Symbole der Reichsunmittelbarkeit; endlich die beachtenswerte Rostocker Dissertation von K. Türk aus dem Jahre 1824, der zuerst auf die Übereinstimmung aufmerksam machte, die zwischen dem Richterhabitus nach Sachsenspiegel Ldr. III 69 und dem objektiven Befund der Rolandsbilder besteht. Von Karl dem Großen als dem Einsetzer der Schöffengerichte errichtet, stelle der Roland allegorisch den zu den Schöffen gehörigen Grafen bzw. bischöflichen Vogt dar.

3. Die Germanisten und Rechtshistoriker des 19. Jahrhunderts. Das Aufblühen der germanistischen Forschung im 19. Jahrhundert förderte unter den Literaturdenkmälern der deutschen Vorzeit das Rolandslied des Pfaffen Konrad an den Tag. Seitdem hält die wissenschaftliche Rolandsforschung daran fest, daß der Name der Rolandsbilder in Wahrheit an die auch in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert bekannte Rolandssage anknüpfe. Die Rolandsbilder

wurden irgendwie nach dem karolingischen Helden benannt. Ob von Anfang an oder erst später, das ist die Frage.

Eine mythologische Deutung bahnte Jakob Grimm in seiner Abhandlung über Irmenstraße und Irmensäule (1815) an. Ihm knüpfte sich die karolingische Rolandssage an die schon vorhandenen, dem germanischen Altertum entstammenden Irmensäulen auf den Gerichtsplätzen. Später wies indes Grimm selbst noch die Rolandsbilder in die Vorstellungswelt der höfischen Epen.

Den ersten umfangreichen Katalog überlieferter Rolandsbilder hat Zöpfl in seiner materialreichen Untersuchung (die Rulandssäule 1861) aufgestellt. Sachlich erblickte Zöpfl in den Rolanden Zeichen des Weichbildrechts (womit Zöpfl ein aus Blutgericht, Marktrecht und Immunität zusammengesetztes Stadtrecht meint). Von Hause seien die Rolande Bilder des Königs (Rückkehr zu Gryphiander) und zwar „unwidersprechlich“ Ottos II., des Roten „d. h. des Blutigen oder Blutrichters“(!), der Magdeburg, Bremen und Hamburg Weichbildrecht nach mittelalterlicher Anschauung teils verliehen, teils bestätigt habe. Die Rolande sind auch ihm an Stelle der altgermanischen Irmensäule getreten, die dem sächsisch-wendischen Provinzialgott Chrôdo oder Hruodo geweiht war. Als Entstehungszeit der ersten Rolandsbilder nahm Zöpfl das 10. Jahrhundert, als örtlichen Ausgangspunkt am wahrscheinlichsten Magdeburg an. Im 12. und 13. Jahrhundert sei der alte Zusammenhang in Vergessenheit geraten, der ähnlich klingende Rolandsname sei auf die Säulen Hruodos übertragen worden.

Die ernsthafte Rolandsforschung der Gegenwart ist mit dem Namen R. Schroeders verknüpft, der an drei Stellen (Weichbild, in histor. Aufsätzen zum Andenken an G. Waitz 1886; die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte bei Béringuier, Die Rolande Deutschlands 1890; Marktkreuz und Rolandsbild in der Festschrift für R. Weinhold 1896) sich ausführlich mit der rechtsgeschichtlichen Bedeutung der Rolandssäulen befaßt hat. Er suchte vor allem die früher schon ausgesprochene (vgl. oben Ziff. 2b) Ansicht vom Zusammenhang zwischen den Rolandsbildern und den Symbolen des Marktrechts wissenschaftlich zu vertiefen. Anfänglich von Zöpfl beeinflusst, erblickte Schroeder in den Rolanden von Hause aus, „mehr oder weniger rohe Kaiserbilder“. In seinem Aufsatz bei Béringuier lehnt er diese Deutung ab. Die Rolande sind ihm ferner nicht Blutbannsymbole, denn sie stehen an zahlreichen Orten, welche die hohe Gerichtsbarkeit nie besessen haben. Sie sind auch nicht Reichsfreiheitssymbole, weil sie in vielen nicht reichsunmittelbaren Plätzen sich finden. Sie sind endlich nicht Stadtrechtssymbole schlechthin, weil erweislich eine Anzahl von Rolanden in Marktflecken gestanden haben. Sie konnten daher nach Schroeder nur Marktsymbole sein, entstanden seit Ende des 13. Jahrhunderts mit Verfeinerung des Kunstsinns durch Umformung der alten Marktkreuze mit daran angebrachten Königssymbolen. Erblickte man doch in Roland den Waffenträger des rechtspendenden Karl. Die Anschauungen von Schroeder sind in weitem Umfang Gemeingut der

modernen Auffassung der Rolandsbilder geworden, von angesehenen Stadtrechtforschern haben sich ihm insbesondere R. Sohm und Keutgen, wenn auch der letztere in etwas modifizierter Gestalt, angeschlossen.

4. Georg Sello. Einen besonderen Abschnitt widmet Heldmann den zahlreichen neuesten Arbeiten zur Rolandsforschung, die Sello zum Verf. haben (vgl. insbesondere seine Aufsätze zur Literatur der Rolandsbildsäulen in den deutschen Geschichtsblättern, Bd. II—IV, 1901—1903). Die Abhandlungen Sellos zeichnen sich vor allem durch eine umfassende Aufnahme des objektiven Denkmälerbefundes aus. Seine kritische Analyse der Denkmäler, die sich nicht auf Sachsen beschränkt — auch Orte Polens, Böhmens, Ungarns, selbst der Schweiz, behaupten, Rolande zu besitzen — ergab zunächst, daß eine große Zahl sogenannter Rolande den Namen sicher zu Unrecht tragen. Die dilettantische Gelehrsamkeit der Lokalhistoriker war nur zu leicht geneigt, in allen möglichen Gebilden eine Rolandssäule zu erblicken. Als solche Pseudorolande scheidet Sello aus: Staupsäulen, Wappenhalter, rein dekorative Brunnenfiguren (vgl. hierzu neuerdings den Aufsatz von Ernst Wagner, Die Statue des Markgrafen Karl II. von Baden in Durlach im Zusammenhang mit süddeutschen Brunnenfiguren, Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins. Neue Folge XVII, 123—142, 1902), Heiligenstandbilder, antikisierende Herkulesbilder. Für Sello lediglich die Ausführung einer originellen Idee ist der berittene Roland auf dem Marktplatz zu Neuholdensleben. Als primäre Quellen der Rolandsforschung bleiben nach Sello nur mehr übrig die Rolande von Quedlinburg, Halberstadt, Brandenburg-Neustadt, Zerbst, Bremen, Halle a. S., endlich der 1631 untergegangene Roland von Magdeburg. Viel weniger glücklich als in der kritischen Untersuchung der Denkmäler ist Sello in der Aufstellung seiner Erklärungshypothesen. In kühnen Schlüssen nimmt Sello einen Magdeburger Rolandsprototyp „getrost“ für 1100 an. Die noch zu erwähnende Stelle der Magdeburger Schöffenchronik erbringt dagegen mit ihrem Eintrag über das Rolandsspiel erst für die Mitte des 13. Jahrhunderts positiven Beweis für die Existenz des Magdeburger Rolands. Hinsichtlich der Benennung des Rolandsspieles verdichtet sich ihm die Voraussetzung der Priorität der Säule vor dem Spiel zu dem Axiom, daß das Rolandsspiel als die moderne Form der altfranzösischen Quintaner seinen neuen Namen dem schon vorhandenen Rolandsbild entlehnt habe. Die Rolande von Bremen und Hamburg sollen nach Sello in ihrer ersten Ausführung ins 11. Jahrhundert zurückgehen. Wie schwach fundiert diese Ansetzungen sind, weist Heldmann schlagend nach. Die ältesten — sehr problematischen! — Rolande von Bremen und Magdeburg könnten nicht von Hause aus den Rolandsnamen getragen haben, da die Rolandssage in Deutschland erst im 12. Jahrhundert bekannt wurde. Vielmehr repräsentierten die Rolandsbilder den Fürstentypus Norddeutschlands, sie seien von Anbeginn Königsbilder. In einer durch Heldmann in ihrer Unhaltbarkeit trefflich beleuchteten Argumentation kommt Sello zur These, die ältesten Rolande seien mehr oder weniger porträtähnliche Bilder Ottos des Großen als

des Schöpfers der geistlichen Fürstentümer. Die Übertragung des Rolandsnamens auf das Standbild und die Anknüpfung an die Karlsage seien zuerst in Bremen zu Ende des 12. Jahrhunderts erreicht worden, wie denn überhaupt für Sello die fernere Geschichte des Bremer Rolands die der Rolande überhaupt ist. Nur in Bremen sei im erwachenden Kampf zwischen Stadtherren und Bürgern Karl der Große als der Verleiher der ersten städtischen Privilegien schon zu Ende des 12. Jahrhunderts betrachtet, die zu gleicher Zeit bekannt gewordene Karlsage sei hier mit dem „alten damals offenbar namenlosen“ Standbild verknüpft worden: damit sei die „notwendige Vorbedingung“ für die von Sello ins 13. Jahrhundert verlegte Übertragung des Rolandsnamens auf die Bildsäulen geschaffen gewesen. Im 13. Jahrhundert sei der Name Roland allgemein eine Bezeichnung für Riesendenkmäler geworden, von Bremen auf andere ähnliche Gebilde übertragen, nach ihnen auch das Spiel genannt worden. Die staatsrechtliche Bedeutung der Rolande seit dem 15. Jahrhundert wurde durch die Errichtung des noch stehenden Bremer Rolands (1404) und die damit zusammenhängenden Bremer Urkundenfälschungen des beginnenden 15. Jahrhunderts eingeleitet.

5. Sellos Nachfolger. Aus dem Abschnitt, den Heldmann den allerneuesten Äußerungen zur Rolandsfrage widmet, sei namentlich die Stellungnahme von S. Rietschel hervorgehoben, der in der historischen Zeitschrift 89 (1902) S. 457—467 Sellos „romantischen Hypothesen“ in entscheidenden Punkten entgegentritt. Der Königsbildertheorie Sellos stellt er den objektiven Befund der Denkmäler gegenüber, ein Königsbild würde man schwerlich „in eine unbestimmte vieldeutige Form“ gekleidet haben, wie sie die Rolandsbilder aufweisen. Der objektive Befund der Denkmäler ist für Rietschel der des Richterbildes, sie sind ihm Wahrzeichen der hohen Gerichtsbarkeit. Unter Billigung von v. Below kehrt insoweit Rietschel zu der schon früher von Türk (oben Ziffer 2 a. E.) ausgesprochenen Ansicht zurück. Richtschwert, Barhäuptigkeit und Mantel des Halleschen Rolands als des ältesten Typus sind ihm Beweis, daß die Rolande das Hochrichteramt, die „dauernde Gerichtsherrschaft des fürstlichen Stadtherrn über die Stadt“ verkörpern. Rüstung und Schild der Rolandsbilder sind jüngere Zutaten. Ausdrücklich stellt Rietschel fest, daß die beglaubigte Geschichte der Rolande nicht über 1200 hinausführt. Die von Sello in den Mittelpunkt seiner Erklärung gestellte Sage von alten, auf Karl den Großen zurückgehenden Stadtfreiheiten sei nur in Bremen heimisch, im rolandsreichen Osten Deutschlands wird der Roland nur mit Gerichtssitzungen und Hinrichtungen in Verbindung gebracht. Diesen besonnenen Bemerkungen eines anerkannten Stadtrechtsforschers fehlt nach Heldmann nur das eine, daß er für den Rolandsnamen der Bilder keine Erklärung bietet.

6. Die Rolandsmythologen. In einem letzten Abschnitt seines ersten Teiles untersucht Heldmann die mythologischen Deutungsversuche der neuesten Zeit, als deren Vertreter zuletzt namentlich Paul Platen (insbesondere: Der Ursprung der Rolande. Aus Anlaß

der deutschen Städteausstellung herausgegeben vom Ver. f. Gesch. Dresdens 1903) aufgetreten ist. Seine Beweisführung ist eine durchaus hypothetische, weder Schriftquellen, noch in das germanische Altertum reichende Denkmäler bilden eine gesicherte Grundlage, eine befriedigende Lösung der Rolandsfrage ist den übrigens von der Rechtsgeschichte (vgl. Schroeder RG. ⁴ 626 N. 25) abgelehnten Argumentationen nicht zu entnehmen. Daher mag insoweit ein Hinweis auf ihre Würdigung bei Heldmann genügen.

7. Ergebnis und Kritik. Das Ergebnis der deutschen Rolandforschung seit dem 17. Jahrhundert ist Heldmann ein beschämendes. Eine positive Lösung des Problems sei nicht erreicht, nur im Abstoßen unbrauchbaren Materials Fortschritt gemacht worden. Für die Schwäche aller vorgebrachten Argumentationen sei höchst charakteristisch „das unsichere Tasten“ auf dem ganzen Gebiete. Die angesehensten Rolandforscher hätten mit jeder neuen Untersuchung Veränderungen an ihrer ursprünglichen Ansicht vorgenommen. Als Wurzel des Unheils bezeichnet Heldmann den methodischen Fehler, daß alle neuen Arbeiten über die Frage nur in Einzelpunkten zu den Vorgängen Stellung zu nehmen gesucht hätten, während die gesamte Literatur schließlich auf dem Boden des Buches von Gryphiander zusammentreffe. Die Frage nach dem ältesten Rolandstypus sei von der unzulässigen Voraussetzung der Existenz eines solchen ausgegangen. Voraussetzungslos müsse erneut an Denkmäler und schriftliche Quellen heraustraten werden. Diese erneute Untersuchung zu liefern, setzt sich Heldmann im zweiten Teile seiner Abhandlung vor, deren Abschnitten es nun zu folgen gilt.

II. Das Rolandsproblem. Zunächst stellt Heldmann das Quellenmaterial fest. Das objektive der ins Mittelalter reichenden Denkmäler umfaßt die steinernen Rolande von Bremen (1404), Halberstadt (1433), Zerbst (1445), Brandenburg-Neustadt (1474), Quedlinburg (vor 1476). Geschriebene Quellen über diese Rolandsbilder reichen in Bremen bis 1366, in Zerbst bis 1385, in Brandenburg bis 1402, in Halberstadt bis 1423, in Quedlinburg bis 1476 zurück. Sofort stellt Heldmann die für die weitere Untersuchung grundlegende Tatsache fest — an der früher achtlos vorübergegangen wurde —, daß in fast allen erwähnten Städten von hölzernen Rolandsbildern als Vorläufern der steinernen die Rede ist. Zu den genannten noch erhaltenen Denkmälern tritt der 1631 zerstörte Magdeburger Roland, der 1459 in Stein errichtet wurde, und dessen Aussehen in einer zuverlässigen Abbildung des 16. Jahrhunderts überliefert ist; die urkundlichen Nachrichten über den Magdeburger Roland gehen am weitesten, nämlich bis ins 13. Jahrhundert zurück. Alle diese Rolande sind ritterliche Gestalten, die sämtlich das bloße Schwert aufrecht in der Rechten tragen, sich aber in zwei Gruppen scheiden, von denen die eine schildlos ist, während die Denkmäler der zweiten Gruppe mit ziemlich unorganisch angehefteten Wappenschildern versehen sind. Die Figuren ohne Schild führen auf den Roland von Magdeburg, die mit Schild auf den steinernen Roland zu Bremen zurück.

1. „Das Burggrafenbild zu Halle.“ Eine Sonderstellung nimmt Heldmann für den Roland von Halle in Anspruch, weil derselbe ungeharnischt ist. Er steht nach Heldmann zweifellos in Beziehung zum Halleschen Schöffengericht. Der Roland zu Halle ist heute ein 4 Meter hohes Standbild von 1719, sein Vorgänger war eine hölzerne Figur, deren Geschichte bis 1426 zurückgeht. Nach Sello, von Heldmann übernommener Vermutung muß die Statue von 1719 eine Nachbildung des alten Roland sein, denn seine Tracht entspricht dem 13. Jahrhundert. Er trägt einen bis zum Fuß reichenden faltigen Rock mit Spangenschluß auf der Brust, von seinem Gürtel hängen Almosentasche und Messerscheide herab. Die Parallele mit zwei andern Denkmälern, nämlich mit dem Standbild Heinrichs des Löwen im Dome zu Braunschweig (angesetzt um 1227) und mit einem bei Alwin Schultz wiedergegebenen französischen Epitaph des 1233 verstorbenen Grafen Robert von Braine, veranlaßt Heldmann, das ältere Rolandsbild von Halle den drei ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts zuzuweisen. Indem Heldmann allen Nachdruck auf den fehlenden Harnisch legt, erklärt er: „In Wahrheit repräsentiert der sogenannte Roland von Halle überhaupt keinen Rolandstypus, sondern er ist eine durchaus für sich stehende singuläre Erscheinung.“ Gleich Türk und Rietschel erblickt auch Heldmann in ihm den unter Königsbann dingenden Richter des Sachsenspiegels. Zur Erhärtung weist Heldmann auf die Dresdener Bilderhandschrift und glaubt darin als neues wertvolles Argument feststellen zu können, daß der Zeichner der Bilder den Blutrichter vom Richter in bürgerlichen Sachen unterscheide. Dort trage der Richter das bloße Schwert frei in der Hand, hier trage er es mit der Schwertfessel umwunden. Positiv erblickt Heldmann im Halleschen Roland nicht einen Blutrichter schlechthin, sondern den Blutrichter von Halle. Der Roland ist ihm der Burggraf von Magdeburg als ordentlicher Richter im Halleschen Schöffengericht. Vor dem Roland standen nachweislich seit dem Mittelalter die Gerichtsbänke. „Erst mit der Burggrafenfigur war das Gericht auf dem Berge zu Halle gesetzlicher Vorschrift entsprechend vollzählig besetzt.“ Zum Jahre 1426 liegt ein Bericht über die Investitur des neuen Burggrafen Kurfürst Friedrich von Sachsen „in den richtbenken vor dem Rolande zu Halle“ vor. Aus der Tatsache, daß in den Halleschen Schöffebüchern des 15. Jahrhunderts die Rolandsfigur nur ganz vereinzelt (1432, 1437) als Roland bezeichnet wird, glaubt Heldmann schließen zu dürfen, „daß sie diesen Namen nicht von Anfang an geführt haben kann und daß die offiziellen Gerichtsakten sich nur widerstrebend und vorübergehend einer Bezeichnung anbequem haben, die den Urkunden zufolge im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts beim Volk bereits allgemein üblich war“.

2. „Die Magdeburger Pflingstspiele.“ Die Frage, woher „das Volk“ die Bezeichnung Roland geschöpft habe, führt Heldmann in die sächsische Metropole Magdeburg. Für das Eindringen der französischen Rolandssage nach Deutschland weist er zunächst auf das Rolandslied des Pfaffen Konrad hin, das Roland schon als Bezwinger

des „steinherten“ Sachsen kennt, entstanden zwischen 1131 und 1133 zu Regensburg; sodann auf die Verbreitung des Namens Roland als Eigennamen. Er kommt sodann auf das Magdeburger Rolandsspiel zu sprechen als wichtigsten Beleg für die Kenntnis der Rolandssage in den sächsischen Bürgerkreisen des 13. Jahrhunderts. Die Magdeburger Schöffenchronik des 14. Jahrhunderts berichtet nämlich für die Zeit von 1270—1280, daß die Söhne der reichen Kaufleute an Pfingsten unter andern rittermäßigen Spielen das Rolandsspiel gespielt hätten, das nun, d. h. z. Z. der Niederschrift der Schöffenchronik, die Ratmannen von Magdeburg selbst spielten. Leider gibt dieser älteste Beleg für das Rolandsspiel in Deutschland keine Beschreibung darüber, wie es vonstatten ging. Mit der seit langem bekannten Stelle haben sich die Forscher verschiedentlich abgefunden. E. H. Meyer erblickte im Magdeburger Rolandsspiel ein Frühlingsfestspiel mythologischen Ursprungs. Auf dasselbe läuft die Ansicht Schröders hinaus, der darin eine Umbildung des germanischen Maispieles sehen will, bei dem „der sonst als ungeschlachter Riese gedachte Winter hier als reisiger Krieger dargestellt wurde, nach dessen Schild die jungen Rittersleute mit den Speeren stachen.“ „Mit den Rolandssäulen hatte dieser Winterkönig Roland selbstverständlich nur den Namen gemein“, nur bezüglich des Namens seien „französische Einflüsse anzunehmen“. Sello lehnt die Anknüpfung des Magdeburger Rolandsspieles an das germanische Maispiel ab, glaubt vielmehr, daß das Rolandsspiel als Ganzes aus Frankreich stamme als jüngste Form des alten französischen Reiterspieles Quintana (quintaine). Gegenstand des Spieles sei ursprünglich ein an einem Pfahl aufgehängter Schild, später die Holzfigur eines Bewaffneten gewesen, nach der im Vorbeireiten gestochen wurde. Da nun das alte Quintanaspiel nicht in Frankreich, sondern nur in Norddeutschland nach Roland benannt worden sei, müsse bereits 1270 auf dem Magdeburger Markte eine Figur mit Namen Roland gestanden haben, nach der lediglich „ihrer formalen Ähnlichkeit wegen“ die „Karussellfigur“ des Rolandsspieles und damit dieses selbst seinen Namen empfangen habe: „nicht umgekehrt“.

Diesen Deutungsversuchen des Magdeburger Rolandsspieles rückt Heldmann scharf zu Leibe. Ganz abgesehen von der künstlichen Erklärung Sellos wird dieselbe als offenbar unrichtig erwiesen. Denn das Wesen der Quintana besteht nicht im Kampf gegen eine Holzfigur, sondern im Anrennen eines oder mehrerer Schilde, die an einem Pfahl aufgehängt sind. Der von Sello behaupteten Ersetzung des primitiven Schildpfahles durch eine bewaffnete Holzfigur steht aber die Tatsache im Weg, daß die Magdeburger Schöffenchronik auch den „schildekenbom“, d. h. das Schildbaumspiel neben dem Rolandsspiel erwähnt. Mit der behaupteten Identität beider ist es daher offenbar nichts.

Das Rolandsspiel muß daher als eigenartige Unterhaltung der ritterlichen Jugend aufgefaßt werden. Für seinen positiven Inhalt ist der Magdeburger Bericht ergebnislos. Heldmann weist dagegen nach, daß die Rolandsspiele im Mittelalter keine seltene Volksbelustigung

waren und sich mancherorts bis in die Neuzeit erhalten haben. Das Wichtigste dabei ist, daß es auch an Beschreibungen des Spieles nicht fehlt. Heldmann führt solche an für Münster und Lübeck, aus Dithmarschen und Eiderstedt, aus der Gegend von Wettin. Das Gemeinschaftliche aller Berichte geht dahin, daß als Rolandsspiel der Angriff auf eine als Roland bezeichnete bewehrte Holzfigur von beträchtlicher Größe bezeichnet wird.

Von besonderer Bedeutung erscheint der Bericht der münsterischen Chronik Melchior Röchells († 1606), der für die Jahre 1566–74 eine Beschreibung des münsterischen Rolandsspieles gibt. Wegen ihrer Wichtigkeit für die ganze Frage mag die Stelle hier wiedergegeben werden.

„Alsdan stond auch aldar midden uf dem markede ein holtzen bilde; dassolbige hatte biede hande ausgestrecket, weches sie den Rolandt nampten. Das bilde standt uf einer isern stangen, das es umblauffen konthe; es hatte in der rechteren handt eine runde schive etwas größer als ein tellere, und an der lucherteren handt hatte es eine geckeskolbe hangen. Dan waren aldar bestaldt lange spere; darmit randen sie die eine nach den andern und stachen den Rolandt in de rechter handt, dar die runde schive inne war. Alsdan so lief er umme und sloch mit der lucherteren handt, darinne er die kolbe hatte, umbher; wan dan derjenige, so gestochen hatte, nicht mit der ile fortruckete, krech er einen dreve, so gewis war, uf der rugge oder in den nacken, das iderman alsdan lachede“ (GQ. des Bist. Münster III).

Inhaltlich in der Hauptsache übereinstimmend ist der Bericht, der sich, anscheinend für das Ende des 15. Jahrhunderts, in Lübeck erhalten hat. Dem Moment der Drehbarkeit der Figur legt Heldmann, wie hervorgehoben werden muß, keine Bedeutung bei, da er sonst wohl davon gesprochen hätte. Die Erklärung des Rolandsnamens für diese Spiele glaubt Heldmann in der Dramatisierung einer Szene aus dem höfischen Rolandsepos erblicken zu dürfen. Er denkt an die Szene der Schlacht bei Ronceval, da Roland in seiner letzten Not sich ohne Roß, Schild und Horn nur mehr mit seinem unzerbrechlichen Schwert Durendart wehrte: daher das Schwert in der Rechten der schildlosen Rolandsbilder.

Abschließend stellt Heldmann fest, daß nach der Magdeburger Schöffenchronik z. Z. ihrer Abfassung (s. XIV 2. Hälfte) das Rolandspiel zu einem offiziellen Spiel der Ratsherren geworden war, daß nochmals 1419 „to pingsten ein nie Roland gebuwet“ wurde — offenbar mit Rücksicht auf das bevorstehende Rolandsspiel —, bis 1459 auch zu Magdeburg der steinerne Roland den Holzroland verdrängte. Für Heldmann ist der Magdeburger Roland das älteste deutsche Rolandsbild. „Weder ein germanischer oder slawischer Gott, noch ein christlicher Heiliger, weder Marktkreuz noch Friedekreuz, nicht eine Königsstatue und nicht einmal ein Grafenbild, sondern nur eine harmlose Spielfigur, die mit dem Schwert bewaffnete Kolossalgestalt des Helden von Ronceval, das Objekt eines von Hause aus ganz ernsten

Waffenspieles der patrizischen Jugend Magdeburgs: das war das älteste Rolandsbild auf deutschem Boden!“ Von Magdeburg aus habe sich dann auch der Name Roland auf das hallesche Burggrafenbild übertragen, 1425 wird letzteres zuerst als Roland bezeichnet; der Magdeburger Steinroland von 1459 aber sei über seine ursprüngliche Bedeutung als Spielfigur hinausgewachsen und zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden.

4. Die Spielrolande außerhalb Magdeburgs. Das Bestreben, alle erreichbaren Nachrichten über holzgeschnittzte Rolandsbilder zusammenzustellen, leitet Heldmann im folgenden Abschnitt seines Buches. „An zahlreichen Orten des sächsischen Stammlandes und des ehemals slawischen Kolonialgebietes treten seit dem 14. Jahrhundert holzgeschnittzte Rolandsbilder in den Bereich der geschichtlichen Quellen. Daß ihrer ersten Errichtung kaum einmal gedacht wird, hat, da es sich nur um Spielfiguren handelte, durchaus nichts Verwunderliches. Und als Spielfiguren sind auch die weitaus meisten Holzrolande sang- und klanglos untergegangen: zum größern Teil bereits im Mittelalter, zum kleineren in entarteter Form mit den Rolandspielen erst in der Neuzeit. Aber selbst durch die Torsi ihrer urkundlichen Geschichte schimmert ihr Charakter als Spielfiguren nach Magdeburger Vorbild deutlich erkennbar hindurch.“

In Hamburg ist der Roland zuerst 1342 auf der platea divitum nachweisbar; nach den Ausgabebüchern der Stadt mußte der Hamburger Holzroland allein zwischen 1375 und 1389 siebenmal neu angestrichen bzw. ausgebessert werden, er unterlag also offenbar als Spielfigur starker Abnützung. Der alte Holzroland zu Bremen fiel 1366 einem Brande zum Opfer. Weitere Rolande sind für Zerbst, Berlin, Neustadt Brandenburg, Halberstadt, Nordhausen, Angermünde, Königsberg (Neumark) nachweisbar; daß sie von Anfang Holzfiguren waren, ist für die meisten wahrscheinlich gemacht.

5. Der steinerne Roland von Bremen und die bremischen Fälschungen. „Eine neue Periode glanzvollen Daseins begann für die Rolandsbilder im Beginn des 15. Jahrhunderts und zwar ging sie von Bremen aus.“ Roland der Riese am Rathaus zu Bremen, 1404 in Stein errichtet, ist der erste steinerne Roland in Deutschland. Er ist das Werk des Bremer Bürgermeisters Johann Hemeling, ein monumentales Glied im Kreise seiner chronikalischen Fälschungen, von denen Heldmann scharfsinnig nachweist, daß sie aus einem Gusse und einem Ziele dienend vorgenommen wurden. Der Bremer Roland ist keine Spielfigur mehr, vielmehr ein Wahrzeichen der angeblich von Karl der Stadt verliehenen Freiheit, daher die Umschrift des dem Standbild angehefteten Reichsschildes: „Vryheit do ik ju openbar, de Karl und mennich vorst vorwar desser stede ghegheven hat, des danket gode, it min radt.“ Es fällt sofort auf, daß das Reichsschild mit dieser Umschrift in sehr oberflächlicher, fast unmöglicher Weise mit der Rittergestalt verbunden wurde. Der Bremer Steinroland ist das Werk bewußter historischer Reflexion und politischer Prätension. Sein Schild-

spruch knüpft an an das erste Privileg Friedrichs I. für die Stadt Bremen von 1186, das Bremen die Rechte bestätigte, „que sancte recordationis Karolus imperator ad instantiam petitionis Willehadi, primi Bremensis ecclesie antistitis, eidem civitati concessit“ (Stadtluft macht frei, ausgenommen die familia eccl. Brem.; Prozeßbürgschaft des Klägers und Gewettepflcht des unterliegenden Klägers; Verwahrung des Heergerätes eines erblos Verstorbenen durch Jahr und Tag für den Fall nachträglicher Geltendmachung von Erbansprüchen; rechte Gewere an Weichbildgrundstücken: Keutgen, Urkk. z. städt. Verf.-Gesch. 18, Nr. 25a).

Die bisherige Auffassung erblickte als Zweck des Bremer Roland die Sicherung der Reichsunmittelbarkeit Bremens: wie der Reichsadler besage. Er mußte sich danach gegen die Hoheitsrechte des Erzbischofs als des alten Stadtherrn richten. Nun weist Heldmann auf das durchaus friedliche Verhältnis hin, das z. Z. seiner Errichtung zwischen Rat und Erzbischof bestand. Für die Errichtung eines Trutzmonuments gegen den Bischof lag daher keine Veranlassung vor. Die Adresse, an die er sich wendet, sind nach Heldmann vielmehr die Hansastädte. Der Vorrang Bremens innerhalb der Hansa sollte danach durch ein Denkmal seiner alten Privilegien dokumentiert werden.

Ein solches Kaiserprivileg sollte aber selbst den Bremern das Recht gegeben haben, ihrem Roland den Reichsschild anzuheften. Der Inhalt der Barbarossakunde entsprach offenbar den praktischen Bedürfnissen Johann Hemelings nicht genügend, er gewährte nur den willkommenen Beleg für die Beziehungen Karls zu Bremen. Hemeling half sich durch Fälschungen, die er in die Chronik des Domherrn Herbord Schene und des Domvikars Gerd Rinesberch einzuflechten wußte. Es sind drei Stellen, die alle zum Roland und zum Teil zur Stellung Bremens in der Hansa in Beziehung gesetzt sind.

Ein schon von Hermann Conring als Fälschung erkanntes Königsprivileg von 1111 besagt: Als Anerkennung für die ruhmvolle Beteiligung Bremer Kaufleute am Kreuzzug Gottfried von Bouillons habe der Kaiser den Bremern das schriftliche Privileg erteilt, ihrem Roland zu Bremen an Stelle des Stadtwappens des Kaisers Schild vorzuheften („do wart Rolande des Keyzers schilt vorgedaen“).

Zum Jahre 1307 erzählt die Chronik von einem Streit, der zwischen einem Bremer und Lübecker Bürger über den Vorrang Bremens vor allen Hansastädten mit Ausnahme von Köln ausgebrochen sei. Die Geschichte wird in eine Herberge zu Hamburg verlegt. Der Bremer erzählt, seine Stadt habe bei der Rückkehr ihrer Bürger von der Kreuzfahrt Gottfried von Bouillons vom Kaiser „alle die keyserliken vryheit“ behalten, die S. Willehad von Karl dem Großen für sie erworben habe, „dre herlike stuke, der sick die von Bremen eweliken vrouwen mogen“:

1. die Bremer Ratsherren dürfen Gold und Bunt, d. h. rittermäßige Kleidung tragen;
2. Privilegium de non evocando;
3. die Bremer sollen die Weser, des Königs freie Straße, von Bremen bis zur salzigen See mit ihrem Herrn (sc. dem Erzbischof) allein zu verteidigen das Recht haben.

„To ener betuchnisse desser dryger stuke, so hebbet sie de gnade,

dat sie Rolande moghen des Keyzers scilt vorehengen!“ Darüber besaßen die Bremer ein besiegeltes Kaiserprivileg. Da dem Bremer zu Hamburg diese Privilegien bestritten werden, beweist er vor dem Hamburger Rat deren Richtigkeit mit einem vom Bremer Rat besiegelten Vidimus, das in Hamburg angenommen und zur Grundlage einer Verurteilung des Lübecker Kaufmanns gemacht wird. Man sieht deutlich, daß der Chronikschreiber zwei Fliegen in einem Schlage treffen will. Er nimmt das alte *Fridericianum* und füllt es mit einem gefälschten Inhalt, wie es den Zeitbedürfnissen zu Beginn des 15. Jahrhunderts entsprechen mochte. Da aber von dem gefälschten Stück im Bremer Archiv natürlich nichts vorhanden ist, muß ein Vidimus des Bremer Rates die Stelle des Originals vertreten; in ganz unverfänglicher aber höchst schlauer Weise wird ein Präzedenzfall geschaffen, wonach sich ein auswärtiges Gericht einer angesehenen Hansastadt mit diesem Vidimus als Beweismittel begnügt haben soll.

Die letzte einschlägige Nachricht der Rinesberch-Scheneschen Chronik besagt, daß bei der feindlichen Erstürmung von Bremen im Jahre 1366 der alte hölzerne Roland untergegangen sei: „do branden die vygende Rolande und gunden der stat nene vryheit.“ Man wird Heldmann darin recht geben müssen, daß auch in dieser so harmlos klingenden Nachricht die Fußangel des Fälschers verborgen liegt. Denn hier ist die Verbrennung der Rolandsfigur mit der Aberkennung bürgerlicher Freiheiten (ohne jede Individualisierung) in Zusammenhang gebracht, positiv also auch hier das Rolandsbild zu einem Freiheitssymbol gestempelt.

In ausführlichen Darlegungen untersucht nun Heldmann die Stellung Bremens in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts und gelangt zum Ergebnis, daß sich die Stadt damals mehrere Jahre hindurch „in verletztem Stolz abseits von Lübeck und Hamburg gehalten hat“. Dagegen bedeute die Zeit von 1400–1405 für die innere Entwicklung Bremens einen ersten Höhepunkt der Macht. Von Machtstreben diktiert habe Bürgermeister Johann Hemeling die Fälschungen der Chronik veranlaßt und den steinernen Roland errichtet, „das großartigste Denkmal, das eine literarische Fälschung aus politischem Ehrgeiz sich jemals gesetzt hat“.

6. Die steinernen Gerichtsrolande. Der steinerne Roland von Bremen wurde das Vorbild für andere Städte. In offener Nachahmung des imponierenden Monumentes der Hansastadt ging man auch anderorts dazu über, die alten hölzernen Spielrolande durch steinerne Rolandsbilder zu ersetzen, die man in das Ritterkostüm der Zeit steckte und denen nun auch meist nach dem Bremer Vorbild ein Wappenschild beigegeben wurde. Indes weist Heldmann nach, daß fast alle Rolande, denen jetzt eine über ihren ursprünglichen Charakter als Spielfiguren hinausgehende Bedeutung als Wahrzeichen bestimmter Vorrechte zugeschrieben wurde, diese Bedeutung nicht dem Bremer Roland entnahmen, d. h. keine politische Färbung aufwiesen, sondern mit der hohen Gerichtsbarkeit in Verbindung gebracht wurden. Held-

mann behauptet geradezu, daß sie diesen Charakter „dem älteren und näheren Burggrafensbild in Halle“ entliehen hätten. „Die Geschichte des Bremer Rolandes ist nicht die Geschichte der Rolande überhaupt.“ „Nur das kann man sagen, daß durch die Errichtung des steinernen Bremer Rolandsbildes in modernen Formen sowohl das Tempo der Übertragung rechtlicher Beziehungen auf die alten Rolande beschleunigt als auch das Interesse der erzählenden Quellen für die merkwürdigen Gebilde geweckt wurde.“ Nach dem Vorbild von Bremen wurde 1433 der Roland zu Halberstadt, 1445 der zu Zerbst errichtet. Wie diese „ohne politische Tendenz im Sinne von Freiheitsbestrebungen gegenüber der Landesherrschaft“, sondern „mit Bezug auf Recht und Gericht“ errichtet wurden: so auch die Rolande in Magdeburg, in Brandenburg-Neustadt, in Prenzlau, in Stendal, in Gardelegen, in Perleberg. In der letztgenannten Stadt wurde 1546 das Landgericht der Priegnitz ins Leben gerufen; dieselbe Ziffer findet sich auf dem Sockel des Rolandes.

Lediglich die Abgeschlossenheit der westlichen Landschaften Holsteins hat den dortigen Rolanden ihren ursprünglichen Charakter als Spielfiguren am längsten bewahren helfen.

7. Die politischen Rolande und die Magdeburger Fälschungen. Im letzten Abschnitt seines Buches geht Heldmann der Frage nach, wie es kam, daß allgemeinhin später die Rolandsbilder als Symbole der Reichsfreiheit der Städte galten. Noch im 15. Jahrhundert heften sich an die Rolande neben der Vorstellung, die sie als Symbole gerichtlicher Autonomie betrachtet, Vorstellungen anderer Art. Man brachte sie — wegen ihres Platzes — mit dem Marktrecht jüngeren Begriffs in Verbindung und sah in ihnen Zeichen politischer Reichsfreiheit. Heldmann glaubt feststellen zu können, daß sich dieser Wandel auf literarischem Wege Bahn gebrochen hat. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts findet die Theorie von der Reichsunmittelbarkeit der Rolandsstätte Vertretung, ihr gilt folgeweise das Umstürzen eines Rolandsbildes als äußeres Zeichen der Vernichtung der Reichsfreiheit einer Stadt. Erster Beleg für diese Ansichten ist die Chronik des Dietrich Engelhus von Eimbeck von 1433. Sie erzählt nach Pseudo-Turpin die Geschichte Rolands und fügt bei: „cuius imaginem ornat Saxonia in civitatibus imperialibus.“ Nach der holsteinischen Chronik eines bremischen Priesters von 1448 hätten die Hamburger ihr Rolandsbild umgestürzt, weil sie ihre Reichsfreiheit gegenüber den Ansprüchen des Grafen von Holstein nicht durchzusetzen vermocht hätten. Als der Rat von Quedlinburg den Rest der Oberherrschaft der Äbtissin abzuschütteln versuchte, griffen die Brüder der Äbtissin, die Herzöge von Sachsen, 1477 mit Waffengewalt ein, bezwangen die Stadt und ließen ihren Roland in Stücke hauen. In ähnlichem Sinne versuchte noch im 17. Jahrhundert ein schwedischer Oberstleutnant vergeblich, den Roland zu Nordhausen umzustürzen. Bereits eingangs wurde darauf hingewiesen, wie die Anschauungen der Humanisten in denselben Bahnen laufen.

Nur in losem Zusammenhang mit dem Thema stehen die Ausführungen über Magdeburger Fälschungen des 15. Jahrhunderts, mit

denen Heldmann seine gehaltvolle Abhandlung beschließt. Sie sollten als Waffen im politischen Selbständigkeitskampf mit dem Erzbischof dienen und nennen Otto I als Aussteller.

Das Fazit seiner Untersuchung faßt Heldmann im Vorwort folgendermaßen zusammen. „Bei den Rolandsbildern handelt es sich nur für die Zeit ihres Aufkommens und ihrer ersten Ausbreitung um das gleichsinnige Walten konkreter historischer Wirklichkeiten. Ihre ganze weitere Entwicklung dagegen ist bereits seit dem 15. Jahrhundert bedingt durch sehr verschiedenartige Vorstellungen und Ideen, die zu bestimmtem Zweck oder infolge zufälliger Einflüsse von fremder Seite her daran geknüpft worden sind. Dadurch wurden die Rolande aus Objekten überaus realer Betätigungen umgeschaffen zu Symbolen des öffentlichen Lebens, denen gegenüber ihr ursprünglicher Charakter völlig in Vergessenheit geraten ist.“

III. Roland in Schimpf und Ernst. Gegenüber den eindringenden Untersuchungen Heldmanns wirkt der Aufsatz von Jostes wie ein rechtsgeschichtliches Scerzo à la Jhering. Die Gedanken werden mehr angeschlagen als durchgeführt, das Detail der Heldmannschen Argumente fehlt. Nach kurzer Zusammenstellung der neueren Ansichten über das Wesen der Rolandsbilder stellt Jostes übereinstimmend mit Heldmann fest, daß die geschichtliche Überlieferung die Rolandsspiele an die Spitze der deutschen Nachrichten über die Rolande stellt. Er weist auf die Magdeburger Schöffenchronik und den oben wiedergegebenen Bericht des münsterschen Domkantors Röchell als auf die wichtigsten Quellenbelege für Ursprung und Inhalt der Rolandsspiele hin. Das Rolandsspiel stammt nach Jostes aus Frankreich, es ist eines der unter dem Namen *Quintana* (*quintaine*) zusammengefaßten höfischen Ritterspiele, deren gewöhnlichste Form der Schildpfahl gewesen sei. Mit großer Kühnheit wird die Deutung des Wortes *Quintana*, wie sie Konrad Hoffmann gegeben (*Roman. Forschungen* II 356 ff.), übernommen, wonach *Quintana* die Straße im römischen Lager bedeutet, in der die Soldaten Kampfspiele übten. Mißlich ist aber, daß der Name Rolandsspiel für Frankreich bis jetzt nicht nachweisbar ist. Er kommt aber — darin erblickt Jostes den springenden Punkt seiner neuen These — überhaupt gar nicht von dem sagenhaften Paladin Karls her, sondern ist von der Drehbarkeit aller alten Holzrolande abzuleiten. Das Wort *rotulare* glaubt Jostes in dem in Westfalen *rulbôm* genannten Drehpflock als Verschluß der Viehhäge zu erkennen. Die drehbare Holzfigur des Spieles konnte altfranzösisch *rollans* heißen, von da bis zu Roland sei aber nur ein kleiner Sprung. Das Spiel lernten die sächsischen Kaufleute in den belgischen Handelsplätzen kennen. „Eine Untersuchung über das *Quintanaspiel* in Belgien wird das außer Frage stellen.“

Im zweiten Teile seines Aufsatzes, der „Roland im Ernst“ gewidmet ist, beschränkt sich Jostes auf die Geschichte des Bremer Steinrolandes und der Rinesberch-Scheneschen Chronik. Auch Jostes erkennt unab-

hängig von Heldmann als deren Tendenz, den Vorrang Bremens vor den übrigen Hansastädten zu verkünden. In besonderem Exkurs erklärt Jostes aus dem unmittelbaren einheitlichen Eindruck jener Chronik dieselbe als alleiniges Produkt der Fälschertätigkeit Johann Hemelings selbst, der sie nur auf die Namen der beiden Domgeistlichen aufgebaut habe. Den „Siegeszug des bremischen Rolandes in Niedersachsen“ läßt Jostes als außerhalb seines Zweckes gelegen unberührt.

IV. Ergebnisse. Es gilt, die Verschiebungen festzustellen, die der Roland der deutschen Stadtrechtsgeschichte durch die Arbeiten von Heldmann und Jostes erfahren hat. Wir werden auch hier die negative Kritik der bisherigen Anschauungen vom positiven Neubau unterscheiden müssen.

Aufs neue hat sich gezeigt, daß alle mythologischen Deutungsversuche der Rolandsbilder in der Luft schweben. Der reale Boden der geschichtlichen Überlieferung, die doch im Grunde in ein respektables Alter zurückleitet, fehlt ihnen völlig. Nur wird die Konsequenz verlangt, daß auch die Spielfigur des Roland nicht mit mythologischen Erklärungen verquickt wird. Es war ein Auskunftsmittel, das fallen gelassen werden muß. Man brauchte es, weil man den Gegensatz zwischen dem Roland der Rechtsgeschichte und dem Roland des Spieles brauchte. Bei nüchterner Betrachtung der Berichte von Magdeburg und Münster springt sofort in die Augen, wie gekünstelt dieser Gegensatz war.

Die Kaiserbildertheorie muß sich zunächst einen kräftigen zeitlichen Abstrich gefallen lassen. Von Rolanden des 11. Jahrhunderts kann — auch abgesehen von dem Namen — im Ernst nicht gesprochen werden. Daß die Rolandsbilder von Hause Kaiserbilder oder gar Bilder Ottos des Großen seien, ist eine durch nichts bewiesene, im Grunde aber auf eine Verwechselung des Reiterbildes Ottos des Großen auf dem Markte zu Magdeburg mit dem ebenda befindlichen Roland zurückführende Vermutung. Das gewichtigste Moment gegen die Kaiserbildertheorie wird dem Kenner der mittelalterlichen Kunsttypen stets das Fehlen der Krone bei allen Rolandsbildern der älteren Zeit sein. Des weiteren bleibt die Übertragung des Rolandsnamens auf vorher zum Teil unbenannte Kaiserstatuen trotz aller Erklärungsversuche höchst zweifelhaft und muß gegenüber den positiven Sätzen beider Verfasser fallen gelassen werden. Als Gipfelpunkt gekünstelter Deutung erscheint der Versuch, den Namen der Rolandsspiele zu Magdeburg aus dem angeblich schon vorhandenen Rechtsdenkmal gleichen Namens abzuleiten. Die Priorität der Rolandssäule vor dem Spiel ist unbewiesen und höchst unwahrscheinlich.

Die Marktzeichentheorie ist bedenklich erschüttert.¹⁾ Durch Heldmann ist die Inbeziehungsetzung der Rolandsbilder zur Marktfreiheit

¹⁾ Sie wird von Schroeder in dessen letzter, Heldmann entgangener Äußerung zur Rolandsfrage (Hohenzollerjahrbuch 1902 S. 207 ff.) selbst fallen gelassen.

als spätes und durchaus sekundäres Moment erwiesen. Es will mir scheinen, daß dem mittelalterlichen Denken mit dem Sprung vom Marktkreuz zum Rolandsbild zu viel zugemutet und zu wenig zuge-
traut wurde. Bedenkt man, wie spät erst die Profankunst sich ent-
wickelte, so kann man den Zeitpunkt nicht weit genug herunter-
rücken, in dem die Menschen an dem einfachen Marktkreuz wegen
der damit — ungewiß wie weit! — verbundenen Königssymbole An-
stoß genommen haben sollen und ein findiger Kopf darauf verfiel, das
Kreuz durch die Riesenfigur Rolands zu ersetzen. Zu wenig Vertrauen
aber setzt die Marktzeichentheorie in die symbolische Vorstellungsgabe
unserer Vorfahren. Das Marktkreuz als solches war doch immer die
Hauptsache, war ein durch Jahrhunderte eingebürgertes Zeichen, das
in zahlreichen Rechtssätzen wiederklingt. Und gerade dieses wichtigste
Symbol des Weichbildrechts sollte bei der Umwandlung in die Rolands-
säule spurlos verschwunden sein! Denn kein Rolandsbild trägt das
Marktkreuz. Genau mit denselben Erwägungen, deren sich die Markt-
zeichentheorie bedienen muß, könnte man fragen, weshalb nicht an-
gesehene und uralte Städte des Reichs wie z. B. mein heimatliches
Konstanz oder Freiburg i. Br. das Marktkreuz in ihrem Stadtwappen
mit gesteigertem Kunstempfinden durch ein figürliches Wappen ersetzt
verlangten. Als die Konstanzer sich von ihrem Schuldner König
Siegmond eine Wappenbesserung erbat, da hatte diese eine andere,
viel konkretere und doch rechtsymbolische Richtung. Sie ließen sich
auf ihr schmuckloses schwarzes Marktkreuz im weißen Feld einen
roten Zagel, d. h. einen roten den Besitz des Blutbanns symbolisieren-
den Bannerstreifen geben.

Aufrechten Haupte steht nach den Ergebnissen von Heldmann
im Grunde nur die zuletzt von Rietschel formulierte, aus dem objek-
tiven Befund der Denkmäler geschöpfte Theorie des Richterbildes da,
die in den Rolandsbildern Wahrzeichen der hohen Gerichtsbarkeit er-
blickt. In Halle und andern Städten des rolandsreichen Ostens werden
die Rolandsbilder nur mit Gerichtssitzungen und Hinrichtungen in
Verbindung gebracht. Barhäuptigkeit und Mantel des ältesten näm-
lich des halleschen Rolands scheinen durchaus dem typischen Kostüm
des Richters anzugehören, das uns Ssp. III 69 überliefert. Vom
Schwert in der Hand des Richters spricht die Stelle nicht. So wenig
aber die Theorie der Richterbilder den Namen Roland zu erklären
vermochte, so sehr griff sie andererseits durch Verallgemeinerung zu
weit. Denn das steht nach Heldmanns Untersuchungen fest, daß
sicher nicht überall die Rolande Richterbilder waren. Die sich hier
erhebende Schwierigkeit wird nicht dadurch gelöst, daß man Rüstung
und Schild der Rolandsbilder für spätere Zutaten erklärt. Das Moment
der Rolandsspiele wird nicht beachtet. Indes auch Heldmann rechnet
mit der Existenz von Richterbildern, worauf noch zurückzukommen ist.

Allgemein trifft die bisherige Forschung der Vorwurf, daß sie
mit der ihr als Dogma feststehenden Voraussetzung an die Arbeit
ging, daß alle Rolandsbilder eine rechtsgeschichtliche Bedeutung ge-

habt haben und darum eine rechtsgeschichtliche Erklärung zulassen müßten. Es wird das dauernde Verdienst beider Arbeiten sein, mit dieser Voreingenommenheit aufgeräumt zu haben.

Unter den positiven Ergebnissen beider Forscher steht durchaus im Vordergrund die nachdrückliche Hervorhebung der geschichtlichen Überlieferung über die Rolandsspiele. Heldmann führt den Satz siegreich durch, daß kein unversöhnlicher Gegensatz besteht zwischen dem Roland des Spieles und dem Roland als Rechtssymbol. Es muß heute dank dieser Forschungen als ausgemacht gelten, daß das Rolandsspiel tatsächlich seit dem 13. Jahrhundert sich über ganz Norddeutschland verbreitete; ebenso, daß die zahlreichen hölzernen Rolande, von denen wir hören, Spielrolande waren. Das Wesen des Rolandsspieles erhellt aus dem Bericht der münsterschen Chronik in voller Deutlichkeit. Es galt, eine drehbare Holzfigur vom Pferde aus mit der Lanze anzurennen und durch rasches Vorbeireiten dem Schlage des hölzernen Ungetüms zu entweichen. Von größter Bedeutung ist, daß wir gerade für die sächsische Zentrale Magdeburg einen Bericht haben, der für diese in allen Dingen vorbildliche Stadt die Existenz des Rolandsspieles für das 13. Jahrhundert erweist. Man wird daher gezwungen sein, den Ursprung der Mehrzahl der Rolandsbilder, den Roland von Bremen nicht ausgenommen, in solchen Spielfiguren zu erblicken. Nur so erklärt sich, daß keine Rechtsquelle vor dem 15. Jahrhundert der Rolande gedenkt. Fein und scharfsinnig weist Heldmann nach, wie sich bewußt und zufällig seitdem rechtliche Vorstellungen an die Rolandsbilder anknüpfen.

Im einzelnen ist manches anzumerken. Es lassen sich zunächst für das Ganze der Rolandsbilder eine Reihe von Konsequenzen ziehen, die von Heldmann noch nicht gezogen sind.

Die Größe der Rolandsfigur findet in der Spieltheorie — wie wir sie nennen wollen — eine einfache und ungezwungene Erklärung. Mußte die Figur vom Pferde aus angerannt werden, so ergab sich ohne weiteres die Notwendigkeit einer überlebensgroßen Gestalt.

Das Moment der Drehbarkeit der Figur entgeht Heldmann völlig und ist erst durch Jostes ins rechte Licht gerückt. Von ihm aus gliedert sich die berittene Rolandsfigur zu Neuhaldensleben (Heldmann S. 28) unschwer der Reihe der Spielfiguren ein. Die 1528 errichtete Statue, von der ein Magdeburger Annalist des 16. Jhs. berichtet: „circumvolvi potest“, ist nicht „die Ausführung einer originellen Idee“, nämlich eines drehbaren Reiterbildes (vgl. die Abbildung bei Béringuier N. 26), sondern verrät nur deutlich, daß im 16. Jh. das Erfordernis der Drehbarkeit des Rolandes noch in lebendiger Erinnerung war. In gleicher Richtung scheint die Angabe über die 1404 erfolgte Errichtung des Holzrolandes zu Elbing zu liegen, mit der Heldmann nichts anzufangen weiß, wenn er S. 96 schreibt: „Er war (sc. der Roland) in eine ‚Kule‘ eingegraben.“

Die Spielfigur war ohne Schild. Das geht positiv aus den ältesten erhaltenen Rolandssäulen hervor, wird auch durch den Zweck der Figur nahe gelegt. Heldmann hat weiter bemerkt, daß dem Roland

zu Bremen und an andern Orten der Schild nur rein äußerlich angehängt ist. Er hebt aber nicht hervor, daß die gefälschten Chronikstellen Johann Hemelings offenbar die sonst schwer verständliche Tendenz haben, es den Bremern plausibel zu machen, weshalb der an Stelle des untergegangenen Holzrolands errichtete Steinriese ein Wappenschild erhielt. Wie wäre er auf die Idee verfallen, ein Kaiserprivileg zu erfinden, das den Bremern gestattet, dem Roland des Kaisers Schild „vorzutun“, wenn er nicht mit der Erinnerung seiner Zeitgenossen an einen schildlosen Spielroland hätte rechnen müssen!

Das Schwert in der rechten Hand der meisten Rolandsbilder macht der Spieltheorie gewisse Schwierigkeiten. Sicherlich konnte eine Figur wie die des Bremer Steinrolandes und seiner Verwandten — in Holz ausgeführt — mit ihrem eng am Körper getragenen Schwerte den Zweck der Spielfigur nicht erreichen. Der rechte Arm mußte weit ausgestreckt sein, um in der Drehung die nötige Schwung- und Schlagkraft zu besitzen. Die Stelle der münsterschen Chronik lehrt uns, daß jedenfalls das Schwert in der Hand des Roland nichts der Spielfigur Wesentliches ist; damit stimmen auch die Berichte über die Spielfiguren im Holsteinschen (vgl. die Abb. 2 bei Jostes) überein. Ein Sandbeutel oder ein Geckeskolben (d. h. eine Narrenkeule, Pritsche) versahen denselben oder besseren Dienst als ein Schwert. Der Bericht der münsterschen Chronik im Zusammenhalt mit erhaltenen Rolands-spielfiguren lehrt auch, daß das Anrennen des Rolandes bald von rechts, bald von links erfolgte. Je nachdem mußte der linke oder der rechte Arm der Figur zum Schlag eingerichtet sein. Das Wichtigste ist jedenfalls der weit auslangende Arm, der an den primitivsten Rolandsbildern besonders hervortritt, aber auch in dem einen und andern Steinroland die Erinnerung an seine Abstammung von der Spielfigur bewahrt hat. Vgl. Béringuier N. 5, 8, 12, 14, 23. Es versteht sich, wie in den Steinrolanden der späteren Zeit, die nicht mehr zum Spiel gebraucht wurden, das monumentale künstlerische Empfinden die Gestaltung der Figur modifizierte und wie die erwachte Rechts-symbolik der Rolande ihnen durchgehends ein Schwert in die Hand gab.

Woher der Name? Heldmann und Jostes geben eine verschiedene Antwort. Die Deutung von Jostes würde die Verbindung der Bezeichnung Roland mit der drehbaren Spielfigur trefflich erklären, ist indes bis jetzt zu wenig begründet, um höher denn als ein geistreicher Einfall eingeschätzt zu werden. Wäre die Annahme von Jostes richtig, dann muß notwendig der Name Roland in Frankreich oder Flandern entstanden sein. Höchst auffälligerweise kennen aber die französischen Quellen, soweit sie leicht zugänglich sind, den Namen des Rolandsspiels nicht. Auch daß es ein Teil der sogenannten Quintana war, steht nicht fest. Es müßte daher erst untersucht werden, ob und wo ein dem Rolandsspiel verwandtes Spiel gleichen Namens sich in Frankreich nachweisen läßt. Insofern liegt erst eine Anregung vor. An sich scheint ganz plausibel, daß die sächsischen Kaufleute die Idee des Rolandsspiels aus Belgien herübergebracht haben, aber bewiesen ist nichts. Sprachlich

steht, wie mir mein Herr Kollege K. Appel versichert, der Deutung von Jostes im Wege, daß „roller“ nicht die drehende Bewegung, wie sie von der Rolandsfigur ausgeführt wird, zum Ausdruck bringt, sondern das Rollen am Boden. Drehen im Sinne des Spielrolands ist *tourner*, *virer*, *girer*. Da bis jetzt der Name Roland nur in Deutschland belegt ist, ist daher als das weit Wahrscheinlichere anzunehmen, daß die Bezeichnung Eigennamen ist und tatsächlich auf den Riesen Roland, den Paladin Karls des Großen, zurückgeht. Warum soll eine Zeit, der die Rolandssage geläufig war, ihren überlebensgroßen Spielfiguren nicht den Namen Roland beigelegt haben? Übers Ziel hinaus schießt aber Heldmann, wenn er im Rolandstypus — sofern für die Zeit der Spiele überhaupt ein solcher feststeht! — den sterbenden Roland in der Schlacht von Ronceval erblickt. Die Dramatisierung der Szene im Spiele ist schön gedacht, aber doch nur ein Phantasiebild Heldmanns. Wenn die ritterlichen Söhne unserer Kaufleute des 13. Jahrhunderts den langen Holzkerl Roland nannten, so haben sie gewiß nicht überlegt, mit welcher Situation des Rolandsliedes sich die Figur wohl am besten zusammenstellen lasse. Hier mutet der sonst besonnen kritische Heldmann den Alten offenbar zuviel zu.

Allgemein ist festzustellen, daß der Ursprung des Rolandsspiels und sein eigenartiges Verbreitungsgebiet auch jetzt noch nicht allseitig aufgeheilt ist. Am Ende dürfte auch hier wie bei so manchen anziehenden Erscheinungen der Kulturgeschichte ein ehrliches Ignorabimus der Weisheit letzter Schluß sein. Einen guten Sinn hätte vielleicht die Annahme, daß der durch die Sage als alter Bekämpfer der Sachsen bekannte Roland gerade von den höfischen Söhnen der sächsischen Kaufherren zum Widerpart im Spiele erwählt wurde und mithin der Name Roland in Deutschland bodenständig wäre.

Ein Satz ist es aber, der sich dem unbefangenen Beobachter der Rolandsüberlieferung aufdrängt, daß nämlich die Idee, den hölzernen Spielroland durch einen monumentalen Steinroland zu ersetzen, mit höchster Wahrscheinlichkeit von Bremen ausgeht. Selbst für Magdeburg ist die Vorbildlichkeit des bremischen Steinriesen, dessen Ruhm bald nach seiner Errichtung wohl durch ganz Norddeutschland erscholl, leicht möglich. Die Denkmälerfamilie, die sich um den Bremer Roland von 1404 gruppiert, hat den Anschauungen von der rechtlichen Bedeutung des Standbildes die Bahn gebrochen. Johann Hemeling ist unbeachtet der Vater des rechtsgeschichtlichen Rolandsproblems geworden.

Für den Roland zu Halle a. S. nimmt Heldmann eine Sonderstellung in Anspruch. Er liegt ihm außerhalb der Spielrolande. Die kostümliche Würdigung des in seiner heutigen Gestalt erst dem 17. Jahrhundert angehörenden Denkmals veranlaßt ihn, das zugrunde gegangene Vorbild in die „ersten drei Jahrzehnte“ des 13. Jahrhunderts zu setzen. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, blieb folgerichtig nichts anderes übrig, als in dem sogenannten Roland zu Halle ein Symbol der hohen Gerichtsbarkeit zu erblicken. Gleich Türk und Rietschel sieht auch Heldmann in dem Standbild eine Wiedergabe des Burggrafen von

Halle, wie durch die mannigfachen Beziehungen des halleschen Schöffengerichts zu dem Bilde erwiesen werde. Erst später, nämlich im 15. Jahrhundert, habe das Volk und nur langsam nachgebend der offizielle Sprachgebrauch dem alten Burggrafsbild den Rolandsnamen beigelegt. Ja Heldmann geht noch einen Schritt weiter. Er erblickt in dem sogenannten Roland zu Halle eine leibhaftige Repräsentation des Burggrafen, der gleichsam im Bilde neben Schultheiß und Schöffen das Hallesche Gericht voll besetzt habe. Auch andere Rolandsbilder in der näheren und fernerer Umgebung von Halle hätten die Bedeutung von Symbolen der hohen Gerichtsbarkeit gehabt.

Zum Beweise dieser Annahme dienen lokale Zeugnisse über Beziehungen der Rechtsprechung zum Rolandsbild, sodann für Halle vor allem der objektive Denkmalfund, in dem eine offenbare Parallele zu Ssp. III 69 gesehen wird. Dieselbe stimmt bis aufs Schwert, von dem in der Stelle nicht die Rede ist. Es soll gleichwohl nicht bestritten werden, daß der Richter das Schwert trug. Allerdings mit der interessanten Beobachtung, die Heldmann an den Szenen der Dresdener Bilderhandschrift des Ssps. gemacht haben will, ist es nichts. Nach Heldmann (S. 66 N. 2) soll hier der Richter, wenn er in Blutfällen richtet, mit bloßem Schwert, dagegen in den das bürgerliche Verfahren illustrierenden Bildstreifen mit einem in der Scheide befindlichen Schwerte dargestellt sein. Für die Tafeln 25, 70, 71 bei v. Amira stimmt die Sache nicht. Wer sich übrigens in die Illustrationsweise des Illuminators hineingelegt hat, der wird ohne weiteres zugeben, daß ihm hier zuviel zugetraut ist. Doch das nebenbei.

Daß die Figur des halleschen Rolandes, soweit wir sie zurückverfolgen können, mit dem Schöffengericht zu Halle in Beziehung steht, ist nicht zu bezweifeln. Dagegen scheint mir die apodiktische Ausschaltung der Möglichkeit eines vorangehenden Spielrolandes angesichts der nahen Beziehungen zwischen Magdeburg und Halle doch gewagt. Zunächst ist die zeitliche Ansetzung des halleschen Rolandes in die „ersten 3 Jahrzehnte“ des 13. Jahrhunderts eine kühne. Die angeführten Parallelkunstwerke reichen bei weitem nicht aus, mit einiger Sicherheit diese frühe Ansetzung festzuhalten. Warum soll die Vorlage des Standbildes nicht beträchtlich jünger sein können? Etwa der Zeit der Illustration des Ssps. näher stehen? Ich muß es berufeneren Männern der Kostümgeschichte überlassen, in dieser Sache das letzte Wort zu reden. Ich glaube aber in der Erwartung nicht fehlzugehen, daß sich auch der Roland zu Halle einen kräftigen zeitlichen Abstrich wird gefallen lassen müssen.

Eine Pressung der Sachlage ist es auch, wenn Heldmann schon aus dem äußern Befund einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem Roland zu Halle und den andern Rolandsbildern herauslesen will. Den Verschiedenheiten steht doch fast ebensoviel Übereinstimmendes gegenüber, insbesondere Schwert, Barhäuptigkeit, Fehlen des Schildes.

Eine letzte Frage aber, die von Heldmann leichthin bejaht wird, ist es, ob die Annahme zutrifft, daß die Repräsentation eines abwesen-

den Richters durch ein anwesendes Standbild dem Vorstellungskreis der Altvordern entspricht. Ich wage sie zunächst weder zu bejahen noch zu verneinen, erblicke vielmehr in dieser These Heldmanns eine schätzbare Anregung, die es im Auge zu behalten und weiter auszubauen gilt. Es liegt nahe, an den Königshandschuh zu erinnern, der am Marktkreuz aufgehängt wurde und in gewissem Sinne doch als Repräsentationssymbol wird gelten dürfen. Gibt es nun aber auch ganze Richterbilder als Ersatz der Anwesenheit des Abgebildeten? Hier ist nach Parallelen zu forschen. Ein gutes, von der Rechtsgeschichte, soviel ich sehen kann, bisher nicht beachtetes Seitenstück sind die sitzenden Standbilder der Grafen von Freiburg i. Br. an den beiden die Freiburger Münstervorhalle abschließenden Turmpfeilern. Sie werden in die Zeit von um 1230 verlegt. Die Vorhalle mit ihren Steinbänken war die Freiburger Gerichtsstätte. Ein treibendes Moment für solche Richterbilder könnte vielleicht in folgender Erwägung gefunden werden. Der Zeitpunkt, in welchem weltliche Reichsfürsten die persönliche Richtertätigkeit in ihren Grafschaften und Vogteien einstellten, darf recht weit hinaufgerückt werden. Je höherstehender der Fürst war, um so früher trat der Zustand ein, daß er die ordentliche Rechtspflege Vizegrafen und Aftervögten überließ. Seit 1270 waren die Herzöge und Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg als Burggrafen von Magdeburg auch oberste Richter in Halle a. S. Sollte nicht in diesem Moment die geschichtliche Wurzel des halleschen Burggrafenbildes erblickt werden können?

Ich breche hier ab. Der Blick fällt nochmals auf alle die stummen Steinriesen unserer norddeutschen Städte. Sie haben schon viele scharfsinnigen Forschungen geweckt und manches Rätsel aufgegeben. Auch nach den hier besprochenen neuesten und zweifellos sehr verdienstvollen Arbeiten sind nicht alle Fragen gelöst, die das Rolandsproblem stellt. Manches phantasievolle Luftgebilde zerrinnt in nichts, die Zukunft wird sie in wichtigen Punkten nüchterner betrachten, der Gegenwart bleibt das Verdienst, einen kräftigen Schritt vorwärts getan zu haben.

Breslau.

Konrad Beyerle.